

Freund*innen und frauenliebende Frauen im deutschen Südwesten 1920–1945

„Heute ist ja alles anders. [...] Es ist heutzutage nicht mehr so ein Tabuthema. [...] Und wenn ich heute als Lesbe was will, zum Beispiel als Forscherin, dann kann ich das besser durchsetzen. Man traut sich nicht mehr zu sagen, dass das kein Thema mehr ist.“¹

Diese Einschätzung einer lesbischen Frau Mitte 60 stammt aus den Oral History-Interviews, die Benno Gammerl für seine Geschichte schwulen und lesbischen Lebens in der Bundesrepublik führte. Doch trotz des hier zum Ausdruck kommenden Optimismus über das Erreichte ist die Geschichte lesbischen Lebens an deutschsprachigen Universitäten bisher unterrepräsentiert. Das gilt, obwohl die Arbeiten von Aktivist*innen, lokalen Gedenkinitiativen und Geschichtswerkstätten zeigen, dass es eine queer-lesbische Geschichte gibt, die es zu erzählen gilt.² Es gibt sie als eigenständige Geschichte einer Gruppe, die „im späten 19. Jahrhundert als eigene ‚Spezies‘ beschrieben worden war“ – eine Figur der „Homosexualität“, die sich erst ab den späten 1980er-Jahren aufzulösen begann.³ Es gibt diese Geschichte aber auch als eine verflochtene, die gemeinsam mit der Geschichte der Mehrheitsgesellschaft in ihren gesellschaftlichen, politischen, rechtlichen und ökonomischen Entwicklungen erzählt werden muss.

Für die bisher limitierte universitäre Forschung zu lesbischer Geschichte gibt es vielfältige Gründe. In den Queer Histories wurde lange Zeit vor allem zu männlicher Homosexualität geforscht. Die Frauen- und Geschlechtergeschichte fokussierte hingegen heterosexuelle Frauen, die Geschichte lesbischer Frauen fand infolgedessen keinen eigenen Platz. Gleichzeitig gab es kaum Gelder und institutionelle Stellen für die Erforschung lesbischer Geschichte. So erklärt sich auch, dass die erste Dissertation zu queerer Geschichte in Deutschland erst in den 2000er-Jahren erschienen ist.⁴ Zusätzlich sind auch die Überlieferung sowie die Quellenlage zu queer-lesbischer Geschichte unübersichtlich. Lesbisches Leben hat lange Zeit außerhalb der Öffentlichkeit existiert, im Privaten und in gegenöffentlichen Räumen. Auch wenn Sexualität hier sicherlich gelebt wurde, wurde sie kaum öffentlich. Der gesellschaftliche Diskurs thematisierte weibliche Sexualität nur in Bezug auf den Mann oder die Fortpflanzung. Überdies sind Räume des Privaten grundsätzlich wenig dokumentiert, und lesbische Sexualität ist bis heute zu Teilen stigmatisiert, was die Suche nach Zeitzeug*innen schwierig macht. Zuletzt ist auch die Frage nach den Begriffen komplex. Welche Begriffe haben frauenliebende Frauen verwendet und vor allem: Haben sie sich überhaupt selbst als solche definiert?

Das vom Land Baden-Württemberg geförderte Forschungsprojekt „Alleinstehende Frauen“, „Freundinnen“, „Frauenliebende Frauen“ – Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten (ca. 1920er- bis 1970er-Jahre) war eines der ersten universitären Projekte zur Erforschung queer-lesbischen Lebens – und dies mit einem Fokus auf die bisher im universitären Bereich kaum erforschte queer-lesbische Geschichte jenseits der Metropolen.⁵ Es findet seine Fortsetzung in dem erneut durch das Land geförder-

ten Projekt „Zwischen Unsichtbarkeit, Repression und lesbischer Emanzipation – Frauenliebende* Frauen im deutschen Südwesten 1945 bis 1980er-Jahre“. Arbeiteten die Forscherinnen im ersten Projekt vor allem mit Archivquellen, so suchten sie jetzt Zeitzeuginnen für Oral History-Interviews. Elena Mayeres und Katja Patzel-Mattern vom Historischen Seminar der Universität Heidelberg freuen sich über Menschen, die vom Leben in Frauenfamilien, sei es als Kind, sei es als Erwachsene, berichten möchten.⁶

Die folgenden Ausführungen geben einen exemplarischen Einblick in die Forschungs- und Quellenarbeit zu lesbischem Leben im deutschen Südwesten. Sie stützen sich auf die Forschungsergebnisse des ersten Projektes, genauer gesagt auf die Ergebnisse des Teilprojektes „Die Grenzen des Privaten. Rechtliche und private Rahmenbedingungen“. Diese wurden wesentlich von Mirjam Schmidt zusammengestellt. In vier Abschnitten werden zunächst Begriffe der Zeit und der Forschung, anschließend die Arbeit mit den Quellen und schließlich die Bedingungen des Zusammenlebens in einer Frauenwohngemeinschaft während des Zweiten Weltkriegs diskutiert. Zum Abschluss werden die Ergebnisse der historischen Untersuchung lokal- und regionalgeschichtlich interpretiert und Heidelberger Perspektiven eröffnet.

Alleinstehende Frauen, Freundinnen, frauenliebende Frauen, Lesben?

Sexualität war nicht zu allen Zeiten identitätsbildend. Frauen, die mit Frauen zusammenlebten, bezeichneten sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts sehr unterschiedlich. Für Historiker*innen stellt sich deshalb die Frage, wie sie über die historischen Akteurinnen sprechen sollen. Sie als lesbisch zu kennzeichnen, wäre anachronistisch. Im Forschungsprojekt nutzen wir deshalb den sperrigen Begriff des „nicht-heteronormativen Lebens“. Wir untersuchen und rekonstruieren das Leben von Frauen, die nicht in heterosexuellen oder in Mann-Frau-Beziehungen gelebt haben, die also beispielsweise nicht geheiratet, keine erotischen Beziehungen mit Männern unterhalten oder mit anderen Frauen zusammengewohnt oder -gelebt haben. Ob sich diese Frauen als lesbisch verstanden haben, ist nicht zu beantworten. Der Begriff „Lesbe“ ist vergleichsweise jung und hat sich erst in den 1970er-Jahren im Zuge der Emanzipationsbewegung durchgesetzt. Frauen, die Beziehungen zu anderen Frauen lebten, nutzen davor andere Begriffe wie Freundin, Bubi oder Urninde. Diese Begriffe waren jedoch nicht so weit verbreitet wie die aktuelle Selbstbezeichnung Lesbe. Überdies lässt der bekannteste Begriff „Freundin“ vielfältige Deutungen über die Ausgestaltung der Beziehung zwischen den Frauen zu.

„Lesbische“ Geschichte in der heutigen Bedeutung des Wortes zu schreiben, ist daher unmöglich. Ziel queerer Geschichtswissenschaft kann es vielmehr sein, eine Geschichte anderer und/oder abweichender Beziehungs- und Lebensweisen zu schreiben. Queere Geschichtsschreibung ist also die Frage nach dem, was sich vom „Normalen“ in einer bestimmten Zeit, vom gesellschaftlichen Ideal der Gestaltung des Zusammenlebens und des Zusammenseins, unterscheidet. Queere Geschichte zu schreiben, bedeutet damit zugleich, auch heterosexuelle Geschichte zu schreiben und die impliziten heterosexuellen Normen und Werte, die oft unausgesprochen bleiben, sichtbar zu machen. Zeitgenössische Vorstellungen von Lesbischsein und queerer Lebensweise

können nicht einfach geschichtlich übersetzt werden. Stattdessen gilt es, die historischen Vorstellungen von Sexualität und Geschlecht zu entschlüsseln und darin die jeweils zeitgebundenen Entwürfe frauenliebender Frauen zu rekonstruieren. Die Arbeit der Geschichtswissenschaft ist die Rekonstruktion gesellschaftlicher Normen und ihres Verhältnisses zum jeweils Anderen.

Schwierige Quellenarbeit: Unsichtbarkeit und Unsichtbarmachung

Die bestehende Forschung zu lesbischer Geschichte betrachtet meist die Metropolen, allen voran Hamburg und Berlin.⁷ Diese Fokussierung ist auch in der Quellenlage begründet. Es gibt kaum identifizierte und verzeichnete oder gar edierte Quellen zu lesbischem Leben in staatlichen, regionalen oder städtischen Archiven des deutschsprachigen Raums – vor allem nicht für die Mittelstädte und ländliche Regionen. Bewegungsorte in Hamburg und Berlin haben eigene Archive und eigene aktivistische Formen des Gedenkens und Erinnerns geschaffen. Solche gegenöffentlichen Archive und Orte gibt es kaum außerhalb der Metropolen (queer-lesbischen Lebens) und dort, wo sie existieren, sind sie häufig unterfinanziert. Bleibt damit Leben jenseits der Heteronorm in den Archiven zunächst grundsätzlich verborgen, so gilt dies insbesondere für jenes proletarischer Frauen. Sie hinterließen nur selten eigene schriftliche Zeugnisse. Wir kennen daher oft nur die Geschichte politisch aktiver sowie bürgerlicher und wohlhabender Frauen, die in den deutschen Großstädten lebten. Die Lebensgeschichten von Frauen aus der Provinz, von Arbeiter*innen und Frauen, die ihre Sexualität nicht politisch nutzten und damit öffentlich machten, sondern im Privaten lebten, bleiben in der Forschung meist unsichtbar. Daraus zu folgern, dass es in der Provinz keine lesbische Geschichte gab, wäre jedoch ein Fehlschluss. Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es vielmehr, ihre Erscheinungsformen zu entdecken. Es ist eine Aufgabe, die viel Sensibilität, Offenheit und Initiative bedarf. Ziel ist es, eine Geschichte sichtbar zu machen, die lange unsichtbar geblieben ist. Die fortdauernde Stigmatisierung von jenseits der Heteronorm Lebenden macht es zudem bis heute schwierig, Zeitzeug*innen zu finden, die bereit sind, über ihre Erfahrungen in oder mit Frauenbeziehungen zu sprechen. Nicht-heteronormatives Begehren und Frau-Frau-Beziehungen bleiben so unsichtbar, sind retrospektiv schwer zu entschlüsseln und zu rekonstruieren. Dabei gehen wir aufgrund von Schätzungen davon aus, dass Anfang der 1960er-Jahre auf dem Gebiet der Bundesrepublik ein knappes Drittel der Familien im Verständnis der damaligen Zeit unvollständig war, also ohne Mann und Vater lebte. Da gesellschaftlich ein familienunabhängiges Leben für Frauen nicht vorgesehen und dementsprechend ihre Einkommensmöglichkeiten begrenzt waren, werden sich ein Teil dieser Frauen mit anderen Frauen zusammengetan haben. Davon zeugen exemplarisch Lebenserinnerungen von Kindern dieser Frauen. Bekannt ist die Geschichte Uwe-Karsten Heyes, der über sein Aufwachsen bei der Mutter und ihrer Lebenspartnerin in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg schreibt: „Eine Freundin – es war wohl mehr. [...] sie liebten sich. Zwei junge Frauen, die eine Mitte Zwanzig, die andere zehn Jahre älter. Wir wurden eine Familie.“ Die beiden „waren über viele Jahre ein Paar. Unzertrennlich, beide mit

vielen schmerzenden Wunden, halfen sie sich über diese Zeit hinweg. [...] Für uns Kinder [...] waren die beiden Frauen überlebenswichtig.“⁸

Jenseits der wenigen persönlichen Erinnerungstexte tauchen Frauen, die nicht-normativ gelebt haben, oft nur dort in den Quellen auf, wo sie in Konflikt mit dem Staat gerieten. Diese Quellen erlauben keinen neutralen Blick auf das Leben der Betroffenen, sondern sind, insbesondere im Falle von Akten aus dem Nationalsozialismus, geprägt durch die zeitgenössischen Geschlechtervorstellungen wie ideologische Setzungen. In den Akten wird jedoch deutlich, welche Verhaltensweisen vom Staat geahndet wurden und wie der Staat nicht-akzeptierte Lebensentwürfe und Beziehungen kontrollierte und sanktionierte. Es ist also eine Geschichtsschreibung der gesellschaftlichen Sanktionierung von anderen Lebensweisen. Die Rekonstruktion der Akten erfordert daher Sensibilität und Respekt gegenüber den Betroffenen von staatlicher Kontrolle. Ziel der Historiker*innen muss es sein, diese Menschen und ihr Schicksal mit Würde zu behandeln und ihre Stigmatisierung nicht in der Geschichtsschreibung zu wiederholen, sondern vielmehr, sie in ihr Recht zu setzen. Dies kann geschehen, indem in der staatlichen Überlieferung nach Spuren des Eigensinns der Akteurinnen gesucht wird. Gemeint sind damit nicht-angepasste Handlungen der Frauen in den Herrschaftsbeziehungen, mit denen sie sich konfrontiert sahen.⁹ In ihnen wird sichtbar, wie sie in ihrem alltäglichen Verhalten oder in Formen der praktischen Lebensorganisation versuchten, Restriktionen und Drangsalierungen zu trotzen.

Insbesondere in Akten von Erziehungsinstitutionen, Fürsorgeeinrichtungen und der Wohlfahrt wird die Sanktionierung weiblicher Verhaltensweisen, Sexualität und Beziehungen deutlich. Im Zentrum dieser Akten stand meist das Verhalten von Müttern. Im Geschlechterbild der Nationalsozialist*innen nahm die als „arisch“ definierte Mutter eine bedeutende Rolle ein. Der Mutter oblag die Erziehung und Sozialisation der Kinder, ihr Fehlverhalten oder das Fehlverhalten anderer weiblicher Personen im Haushalt wurde als Gefahr für die Entwicklung der Kinder gedeutet.¹⁰ Die Einordnungen und Bewertungen non-normativen Verhaltens von Frauen war aber auch im Nationalsozialismus vielfältig und widersprüchlich. Sie hingen von der Klassenherkunft, der Religion, der ethischen und kulturellen Zugehörigkeit der Frauen und ihrer Anpassung an nationalsozialistische Vorstellungen von Sittlichkeit ab. Während als „arisch“ definierte Frauen die Option hatten, ihre non-normativen Lebensentwürfe zu privatisieren und somit dem Blick der Behörden zu entgehen, bestand diese Option für Jüd*innen, Sinti*¹¹ und Rom*nja sowie People of Colour nicht. Die Verfolgung queerer Frauen im Nationalsozialismus war komplex und lässt sich nur in einer intersektionalen Perspektive deuten.

Weibliche Homosexualität wurde im Nationalsozialismus nicht wie männliche Homosexualität unter dem Paragraphen 175 verfolgt, auch wenn es immer wieder Überlegungen gab, den Paragraphen auf Frauen auszuweiten.¹² Frauen wurden meist über den Strafbestand der „Asozialität“ oder aufgrund ihrer kulturellen und ethnischen Herkunft verfolgt. Institutionen der Verfolgung waren neben Polizei und Gestapo¹³ deswegen vor allem Psychiatrien, Jugendfürsorge, Erziehungs- und Wohlfahrtseinrichtungen.¹⁴ In den Quellen aus diesen Einrichtungen spiegeln sich die Konflikte darüber, was

eine gute Familie ist, sowie über alternative Lebensentwürfe und Vorstellungen von Geschlecht und Begehren.¹⁵

Eine Frauen-Wohngemeinschaft in Sindelfingen

Eine der Quellen, die im ersten Forschungsprojekt gefunden wurden, umfasst Akten der Fürsorge-Institutionen über eine Frauen-Wohngemeinschaft im deutschen Südwesten, genauer gesagt in Sindelfingen. An dem Beispiel wird besonders deutlich, wie wichtig auch die Einbeziehung regionaler und kultureller Faktoren für die Deutung sind. In den Akten geht es um Frau Voß und ihre Kinder. Nach dem Tod ihres Mannes nimmt sie intensiven Kontakt mit Frau Lux auf, mit der sie und ihre Kinder schließlich zusammenziehen.¹⁶

Sowohl Frau Voss als auch Frau Lux waren zu Beginn ihrer Freundschaft schon im Fokus der Behörden. Aufgrund bestehender Vorstrafen wurden sie überwacht. Die Beziehung zwischen den beiden wurde, so die Bewertung in den Akten, auch vom Umfeld von Frau Voß negativ bewertet. Die Fürsorgebehörde befragte sowohl Nachbar*innen als auch die Ehemänner von Freund*innen und verbot, sich auch auf diese Einschätzungen stützend, Frau Voß den Umgang mit Frau Lux. Frau Voß umging diese Verbote und traf sich weiter mit Frau Lux. Ihren Eigensinn rechtfertigte sie mit dem Hinweis auf weibliche Unterstützungsleistungen im Haushalt und bei der Kinderpflege. Sie mobilisierte also Verhaltensweisen, die in der Zeit als angemessen für Frauen bewertet wurden, um ihre Beziehung gegenüber Dritten zu erklären. Aber dennoch wurden ihre Kinder aufgrund der Anwesenheit von Frau Lux im Haushalt als „gefährdet“ eingestuft: „Solange die Mutter jedoch ihre zweifelhaften Freundinnen nicht aus ihrem Haushalt ausschaltet, müssen die Kinder immer als gefährdet betrachtet werden.“

Damit stand eine mögliche Entnahme der Kinder aus der Familie im Raum. Das Jugendamt überwachte über sechs Monate die Beziehung der beiden Frauen und führte Protokoll, wie oft und wie lange sie sich im Haushalt der jeweils anderen aufhielten. Für die Frauen und die Kinder bedeutete dies ständige Fremdkontrolle und die Angst vor einem behördlichen Eingriff in ihre Form der Lebensorganisation. Hinzu kam die gesellschaftliche Stigmatisierung durch die Überwachung. Nach sechs Monaten wurde das Verfahren zunächst eingestellt, da kein Nachweis für einen „unsoliden Lebenswandel“ gefunden werden konnte. Frau Lux ließ sich von ihrem Ehemann scheiden und zog mit Frau Voß nach Sindelfingen, wo sie gemeinsam mit den Kindern in einer Wohnung lebten. Dieser Umzug führte zu einem Wechsel des für sie zuständigen Jugendamtes. Auch wenn der Vermieter das Arrangement der beiden nicht billigte, änderte sich am neuen Ort die Bewertung des Zusammenlebens der Frauen durch das Jugendamt:

„Ich stelle fest, dass [...] sie im besten Einvernehmen mit den Leuten wohnen, tüchtig beim Feldgeschäft mitzupacken und auch die Kinder anhalten, den Bauern mitzuhelfen. Da zurzeit Heimarbeit wenig zu vergeben ist, haben sich die Frauen freiwillig – im Gegensatz zu vielen anderen Umquartierten – für das Feldgeschäft zur Verfügung gestellt. Ich traf die Kinder stets sauber und ordentlich an. [...] Ich bitte zu überprüfen, ob die Schutzaufsicht nicht aufgehoben werden kann aufgrund guter Führung.“

Die Wohngemeinschaft wurde in Sindelfingen toleriert. Positiv zugutegehalten wurde Frau Voß auf der einen Seite ihre Erfüllung der Mutterrolle und auf der anderen Seite ihre aktive Mithilfe in der Kriegswirtschaft. Die Stadt war für die örtliche Versorgung auf den Feld- und Obstanbau angewiesen, eine Arbeit, für die aufgrund des Kriegseinsatzes der Männer und der hohen Verluste Arbeitskräfte fehlten. Angesichts des wahrgenommenen Engagements von Frau Voß rückten für die Behörden Konnotationen des Zusammenlebens mit ihrer Freundin, die zuvor als „unsittlich“ eingestuft worden waren, in den Hintergrund. Diese Unfähigkeit, eine Gleichzeitigkeit von Anpassung und Non-Normativität zu denken, schützte Frau Voß und Frau Lux vor einer weiteren Beobachtung durch die Behörden.¹⁷

Inwieweit sich Frau Voß dessen bewusst war und ihre Mitarbeit in der Kriegswirtschaft und ihr Engagement für die nationalsozialistische Gemeinschaft eigensinnig zum eigenen Schutz genutzt hatte oder ob sie durch ihre Einordnung in die nationalsozialistischen Norm- und Wertvorstellungen geschützt wurde, ist nicht mehr rekonstruierbar. Beide Deutungen sind denkbar.¹⁸ Klar wird jedoch, dass die Freundschaft der beiden Frauen und ihr Zusammenleben zunächst, auch ohne dass die Behörden einen Anlass finden konnten, als gefährlich und beobachtungswürdig galt. Auffallend ist dabei auch, dass eine Konstellation, die bei zwei Männern direkt den Verdacht der Homosexualität nahegelegt hätte, bei den beiden Frauen durch die Behörden nicht so gedeutet wurde. Vielmehr wurden den Frauen Vergnügungssucht und Vernachlässigung der Kinder unterstellt. Lesbische Geschichte ist auch deswegen so schwer zu rekonstruieren, weil selbst an den Stellen, an denen das Private öffentlich wird, lesbische Lebensweisen undenkbar blieben. Frauenliebende Frauen haben ihre Beziehungen und ihr Leben geheim gehalten und privatisiert, aber selbst da, wo andere Lebensweisen sichtbar wurden, wurden diese von der Gesellschaft nicht erkannt oder aber geleugnet. In welchem Verhältnis Frau Voß und Frau Lux zueinander standen, können wir als Historiker*innen nicht sagen; festzuhalten ist aber, dass sich beide für eine nicht-normative Lebensweise entschieden und zu dieser Entscheidung auch trotz der intensiven staatlichen Überwachung und angedrohter Sanktionen standen.

Heidelberger Perspektiven und die Bedeutung der Regionalgeschichte

Die Einsicht in die unterschiedlichen Faktoren, die beeinflussten, wie non-normative Lebensweisen von Frauen gedeutet wurden, macht deutlich, wie wichtig eine regionale und lokale Forschungsperspektive ist. Dies zeigt sich nicht nur anhand des Beispiels der Sindelfinger Frauen-Wohngemeinschaft, sondern auch anhand der Biografie der Heidelberger Wissenschaftlerin Marie Baum. Marie Baum führte eine innige Beziehung mit der Geisteswissenschaftlerin Ricarda Huch, die sie als Lebensgefährtin bezeichnete. Obwohl sie aufgrund jüdischer Vorfahren ihre universitäre Anstellung im Nationalsozialismus verlor, geriet ihre Beziehung zu Ricarda Huch nicht in den Fokus der Behörden. Aufgrund der gesellschaftlichen Geringschätzung weiblicher Sexualität bewirkte die nicht-heteronormative Lebensweise in ihrem Fall keine zusätzliche Diskriminierung. Ihr Leben und ihr Wirken im Heidelberg der Nachkriegszeit verdeutlichen die Gleichzeitigkeit von neuen Räumen und Möglichkeiten für non-normativ-lebende

Frauen sowie der gesellschaftlichen Reglementierung der weiblichen Rolle. Die Möglichkeiten, die Marie Baum im Heidelberg der Nachkriegszeit offenstanden, sind einerseits durch ihre Klassenherkunft als bürgerliche Frau, andererseits aber auch durch ihre Verankerung in den regionalen akademischen Strukturen begründet. In vielen universitären und politischen Kreisen war sie als eine der wenigen Frauen aktiv. Ihre Anstellung an der Heidelberger Universität verdankt sie, neben ihren akademischen Fähigkeiten, auch ihrer Freundschaft zu Alfred Weber und Gustav Radbruch, welche dem Dreizehnerausschuss angehörten und die Wiedereröffnung der Universität planten. Vor dem Nationalsozialismus gehörte Marie Baum sowohl dem innersten Kreis um Marianne Weber und Max Weber an als auch dem Vorstand des Bund deutscher Frauenvereine. Marie Baum verfügte daher über viele Verbindungen und Freundschaften innerhalb der akademischen Landschaft Heidelbergs, wie die zu Alfred Weber. 1945 wurden 70 Prozent der Wissenschaftler der Heidelberger Universität aufgrund ihrer NSDAP-Mitgliedschaft entlassen.¹⁹ Dass Marie Baum, als 70-jähriger und unverheirateter Frau, die Arbeit an der Universität offenstand, hatte viele Gründe.²⁰ Auf der einen Seite fehlte es an Männern, die diese Stellen hätten besetzen können, auf der anderen Seite verfügte sie über eine besondere Stellung im wissenschaftlichen Betrieb. Ihr Engagement und ihre berufliche Karriere lassen sich als Beweis für neue Möglichkeitsräume nach 1945 deuten. Gleichzeitig wird in der singulären Stellung von Marie Baum als meist einziger Frau auch deutlich, dass die wenigsten Frauen über vergleichbare Möglichkeiten verfügten.²¹ Erst in der Deutung der lokalen Netzwerke werden ihre Handlungsräume und die fehlende Bedeutung ihrer Nicht-Heteronormativität verstehbar.²² Ihre Beziehung zu Ricarda Huch, die weder offen noch versteckt war, scheint kaum Einfluss auf ihre wissenschaftliche und politische Karriere gehabt zu haben. Ihre Nicht-Heteronormativität wurde im Falle von Marie Baum sowohl vergessen als auch privatisiert. Gerade in dieser Privatisierung lag, neben ihrer Klassenherkunft und ihrem akademischen Lebenslauf, aber vermutlich auch die Chance ihrer universitären Karriere nach 1945 begründet. Die Lebensgeschichte von Marie Baum zeigt, wie unterschiedlich die Geschichten von Frauen im Südwesten nach 1945 waren und wie wichtig eine regionale und intersektionale Perspektive ist, um diese Unterschiede zu deuten.

Das Forschungsprojekt Lesbische Lebenswelten stärkt genau diese regionale Perspektive und widmet insbesondere den pluralen Lebensweisen in der Peripherie in der NS- und der Nachkriegszeit Aufmerksamkeit. Forschungen zur Frauengeschichte, auch im Südwesten und in Heidelberg, konstatieren für die Zeit nach 1945, trotz der starken gesellschaftlichen Orientierung an der bürgerlichen Kleinfamilie, eine Pluralität an Lebensentwürfen. Sie zeigen, dass alternative Lebensentwürfe durch viele Gründe motiviert waren und vielfach auch pragmatische Entscheidungen innerhalb einer „männerlosen“ Gesellschaft der 1950er-Jahre gewesen sein mögen.²³ Wie das Beispiel der oben zitierten Autobiografie Uwe Karsten Heyes sowie die Lebensgeschichte von Marie Baum deutlich machen, existierten alternative Lebensentwürfe in der Nachkriegszeit oft ungesehen inmitten der sich neufindenden Gesellschaft. Sie wurden gesellschaftlich gleichzeitig toleriert, ignoriert und sanktioniert.²⁴ Diese Trias spiegelt sich nicht nur in der Bewertung der Frauenwohngemeinschaft im Nationalsozialismus, sondern prägt auch die junge Bundesrepublik.

Anmerkungen

- 1 Benno Gammerl: anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte, München 2021, S. 331f.
- 2 Lesbische Geschichte wurde bisher hauptsächlich außerhalb der Universitäten in aktivistischen Kreisen, Geschichtswerkstätten und Gedenkinitiativen geschrieben, wie zum Beispiel der Initiative Gedenkort Uckermark. In der universitären Forschung zu lesbischen Leben bilden diese außeruniversitären Quellen einen der wichtigsten Bezugspunkte. Insbesondere zu nennen sind hier Ilse Kokula, Kirsten Plötz, Christiane Leidinger, Claudia Schoppmann.
- 3 Gammerl: anders fühlen (wie Anm. 1), S. 269.
- 4 Martin Lücke: Männlichkeit in Unordnung. Homosexualität und männliche Prostitution in Kaiserreich und Weimarer Republik, Frankfurt am Main (Diss.) 2008.
- 5 Das Forschungsprojekt „LSBTIQ in Baden-Württemberg. Lebenswelten, Repression und Verfolgung im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik Deutschland“, welches auch aus Landesmitteln gefördert wurde, war hier wegweisend. Die Arbeit fokussierte jedoch vor allem schwule Männer.
- 6 Kontakt Elena Mayeres, M.A. und Prof. Dr. Katja Patzel-Mattern, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Zentrum für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften, Historisches Seminar, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, E-Mail: andere.lebenswelten@uni-heidelberg.de, Telefon: 01729612540.
- 7 Zu queer-lesbischen Leben außerhalb der deutschen Metropolen hat Kirsten Plötz geforscht. Sie untersuchte unter anderem Sorgerechtsfälle von lesbischen Frauen nach 1945 in Rheinland-Pfalz. Auch im Raum Baden-Württemberg gibt es außeruniversitäre Initiativen, die zu queer-lesbischen Leben forschen. Anzuführen sind hier sowohl die „lesbisch-schwule Geschichtswerkstatt HD-LU-MA“ (<https://ilonascheidle.de/index.php/category/geschichtswerkstatt/>), das Netzwerk LSBTTIQ, als auch das Projekt „Der Liebe wegen“ (<https://der-liebe-wegen.org/>).
- 8 Uwe-Karsten Heye: Vom Glück nur ein Schatten. Eine deutsche Familiengeschichte, München 2006, S. 75, 118.
- 9 Damit folgt der Aufsatz dem Begriffsverständnis Alf Lüdtkes; Alf Lüdtke: Eigen-Sinn, Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.
- 10 Diese Bedeutung der arischen Mutter liegt auch in der Abwesenheit der Männer begründet. Wichtig ist es, hier auch darauf aufmerksam zu machen, dass dieses Mütterideal nur für als „arisch“ definierte Frauen galt.
- 11 Rom:nja und Sinti:zze ist die gegenderte Schreibweise von Sinti und Roma. Wir orientieren uns mit dieser Schreibweise an Romani Selbstorganisationen wie RomaniPhen, Amaro Foro und Amaro Drom. Die Frage ob, „Sinti und Roma“ gegendert werden soll, ist stark umstritten. Auf diese Kontroverse möchten wir hinweisen, weitere Informationen dazu unter: <https://www.vdsr-rlp.de/kontroverse-zum-gendern-der-selbstbezeichnung-sinti-und-roma-einleitung/> (zuletzt abgerufen am 10.9.2023).
- 12 Claudia Schoppmann: Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität (Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 30), Pfaffenweiler 1997, S. 83f., 90, 92, 95–110. Elisa Heinrich: Intim und respektabel. Aushandlungen von Homosexualität und Freundschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900, Göttingen 2022.
- 13 Rüdiger Lautmann: Willkür im Rechtsgewand. Strafverfolgung im NS-Staat, in: Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945, hg. von Michael Schwartz, München 2014, S. 35–42.
- 14 Claudia Schoppmann: Zwischen strafrechtlicher Verfolgung und gesellschaftlicher Ächtung: Lesbische Frauen im „Dritten Reich“, in: Homophobie und Devianz – weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus, hg. von Inga Eschebach, Berlin 2012, S. 35–51, hier S. 44–47.

- 15 Heike Schmidt: Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgeerziehung, Wiesbaden 2002, S. 13.
- 16 Staatsarchiv Ludwigsburg, Amtsgericht Bad Cannstatt: Fürsorgeerziehung, F 260 I Bü 3257. Alle folgenden Zitate dieses Fallbeispiels sind der genannten Akte entnommen und werden deshalb nicht mehr gesondert angeführt. Die Namen aus den Akten sind pseudonymisiert.
- 17 Vgl. Kirsten Plötz: Als fehle die bessere Hälfte. „Alleinstehende“ Frauen in der frühen BRD 1949–1969, Königstein/Taunus 2005, S. 258.
- 18 Vgl. Samuel Clowes Huneke: Die Grenzen der Homophobie. Lesbischsein unter nationalsozialistischer Herrschaft, in: Homosexuelle in Deutschland 1933–1969. Beiträge zu Alltag, Stigmatisierung und Verfolgung, hg. von Alexander Zinn, Göttingen 2020, S. 117–129.
- 19 Die Entlassungen des Lehrkörpers wurden, aufgrund der ausstehenden Verfahren der Spruchkammern, welche mit der Entnazifizierung beauftragt wurden, von der Universität als Suspensionen gedeutet. Aufgrund der Rechtslage der Nachkriegszeit wurden ab 1951 auch viele aktive Nationalsozialisten wieder an der Universität angestellt. Dazu schreibt Eike Wolgast: „Da die Spruchkammerurteile, die zumeist auf Grund formaler Kriterien ergingen, im Laufe der Jahre immer milder wurden und das Gesetz zur Ausführung des Artikels 131 GG von 1951 die Amtsverdrängten ebenso begünstigte wie Vertriebene und Flüchtlinge, sah sich die Universität genötigt, schließlich auch ehemals aktive Nationalsozialisten in ihre Reihen aufzunehmen oder als emeritierte Mitglieder ihres Lehrkörpers zu führen.“ In: Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin, Heidelberg 1986, S. 174f.
- 20 Heide Marie Lauterer: Marie Baum (1874–1964) und der gesellschaftliche und politische Wiederaufbau im Heidelberg der Nachkriegszeit, in: Standpunkte – Ergebnisse und Perspektiven der Frauenforschung in Baden-Württemberg, hg. von Susanne Jenische, Tübingen 1994, S. 147.
- 21 Marie Baum hat 1946 einen Lehrauftrag an der Universität Heidelberg übernommen, wo sie bis zu ihrem Lebensende lehrte. Sie war an der Gründung mehrerer Parteien und politischer Clubs wie dem Studentenclub Friesenberg und der Heidelberger Aktionsgruppe beteiligt. Sie war ebenfalls an der Gründung und Leitung eines Erziehungsheims für Mädchen beteiligt. Als Mitglied des Schulkuratoriums setzte sie sich dafür ein, dass die Bildung von Mädchen auf einen Realschulabschluss beschränkt werde, damit die Mädchen früher auf den Arbeitsmarkt kämen.
- 22 Lauterer: Marie Baum (wie Anm. 20) sowie der Blog Der Liebe Wegen, online unter: <https://der-liebe-wegen.org/?profil=marie-baum> (zuletzt abgerufen am 10.9.2023).
- 23 Sybille Buske: Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970, Göttingen 2004; Lauterer (wie Anm. 20), S. 147.
- 24 Uwe Karsten Heye schreibt in seiner Autobiografie „Zum Glück nur ein Schatten“ über die Liebesbeziehung seiner Mutter zu einer anderen Frau, die er als eine der wichtigsten Bezugspersonen bezeichnet. Gleichzeitig bemerkt Heye erst im Erwachsenenalter, dass seine Mutter in einer lesbischen Beziehung mit dieser Frau war. Trotz des Zusammenlebens und der Offensichtlichkeit der Liebesbeziehung blieb diese in den 1950er-Jahren sogar innerhalb der eigenen Familie unsichtbar.